

Fräulein Papa.

Stizze aus dem Bergmannsleben nach dem Englischen von W. Thal.

Jeden Morgen, wenn die Bergleute sich am Eingang der Berard-Grube zur Einsicht versammelten, erschien zuletzt ein großer, heiterer Mensch, der ein kleines Mädchen von 7-8 Jahren an der Hand führte. Es war Michel Perron und seine Tochter. Bevor er den Fuß in die Benne setzte, um in die Grube hinunterzusteigen, hob er das Kind in den Armen hoch, drückte es wieder nieder. Das Kind rief: „Auf Wiedersehen, Papa!“ Wenn die Glode ertönte und damit das Zeichen zum Abstieg gegeben wurde, legte sie die kleinen Finger zusammen, faltete die Hände und wiederholte immer und immer wieder das Wort „Papa“, bis der Papa sie nicht mehr hören konnte und sie nach der Schule ging, um dort den Tag zu verbringen.

Sobald der Abend gekommen war, stand sie als erste am Eingang zur Grube, aus der Michel Perron immer zuerst auftauchte. Dann hob er sein Kind in die Höhe; sie schmiegte sich zärtlich an ihn und rief fröhlich: „Papa!“ während alle Heiterkeit ihrer kleinen Seele aus ihrem Lächeln und ihren Blicken strahlte. Die Bergleute hatten sie diese beiden Sitten so oft wiederholen hören, und die seltsame Leidenschaft, die sie bewußt hineinlegte, war ihnen so aufgefallen, daß sie sie „Fräulein Papa“ genannt hatten.

Und dieser Name passte auch vorzüglich für sie. Ihr Vater lebte nur für das Kind, die Mutter war lange, lange tot. Sie hatte sie taum gemacht. In den Erinnerungen ihrer frühesten Kindheit sah sie immer nur ihn, nur ihn vor sich. Für sie wurden seine rauhen Hände weich, für sie war sein Geruch stets heiter und fröhlich; und für sie war der Mann gleichzeitig zum Weib und zum Kind geworden. Ach, wie sehr liebte sie aber auch ihren Vater, wie ängstlich war sie jeden Morgen, wenn sie ihn in das gähnende Loch hinuntersteigen sah, dessen Ende sie nicht zu erblicken vermochte.

Ein Bergmann hatte sich eines Tages den Spatz gemacht, sie ganz dicht an den Rand der Grube zu halten, doch sie war von dem finsternen Loch mit einem Schreckensschrei zurückgesprungen. — „Papa steigt dort hinunter“, dachte sie, „wenn er nun nicht mehr heraufkommt?“

Und an diesem Tage schmiegte sie sich, als Michel Perron sie zum Abschiedsgruß in die Arme genommen, inniger an ihn an und sagte zitternd unter halbblauem Flüstern: „Du wirst doch wieder kommen, nicht wahr?“

„Aber gewiß, Kleine, wie immer!“ „Ist auch keine Gefahr dabei?“ „Sprich Papa!“

„Natürlich nicht, mein Herzchen!“ „Könnte niemand — könntest Du nicht dort unten sterben?“

„Sei unbesorgt,“ versetzte Michel lächelnd, „ich werde nicht sterben, ohne es Dir vorher zu sagen.“

meraden Michel finden müssen, doch das war nicht der Fall gewesen. Mit den Plänen in der Hand, hatte der Gehingeneur selbst die Nachforschungen geleitet. Sorgfältig hatten sie sogar den kleinsten Winkel der Galedien durchsucht. Es war die Ansicht aller, der unglückliche Bergmann wäre bei der plötzlichen Explosion in die Luft geflogen, ohne daß man sich erklären konnte, wohin er gekommen.

Achtundvierzig Stunden hatte „Fräulein Papa“ in fieberhafter Anstalt doch ohne müde zu werden, gewartet. Bei jeder menschlichen Gestalt, die am Eingang der Grube auftauchte, fuhr sie zusammen, doch wenn sie den nicht erkannte, den sie erwartete, setzte sie sich wieder mit einem tiefen Seufzer nieder. Man versuchte, sie wegzubringen, doch sie weinte so bitterlich, daß man sie schließlich da ließ. Man glaubte, die Müdigkeit würde sie überwältigen.

Am dritten Tag sah das Kind noch am Eingang der Grube. „Wir müssen der Sache ein Ende machen,“ sagte der Gehingeneur, „näherte sich ihr und meinte: „Sei vernünftig, Kleine!“

„Papa! Sucht Papa!“ „Er ist leider tot!“

„Rein!“ Sie stieß dieses „Rein“ mit solcher Heftigkeit aus, daß der Ingenieur davon betroffen wurde. „Warum nicht?“ fragte er. „Er hätte es mir gesagt!“

„Armes Kind!“ murmelte der Ingenieur und gab ein Zeichen, man solle sie fortbringen. Doch sie klammerte sich verzweifelt an ihn und schrie: „Papa ist nicht tot; ich will hinuntergehen. Ich werde ihn finden!“

Sie brachten sie fort und schickten sie unter guter Obhut in die Schule. Eine Stunde später war sie wieder an der „Berard-Grube“, klammerte sich an den Ingenieur und wiederholte: „Ich will hinunter! Ich werde ihn finden!“

Der Ingenieur war ein menschenfreundlicher Herr. Er hatte Mitleid mit ihr. Er nahm sie in die Benne, setzte sie in die Benne und gab das Zeichen zur Niederfahrt.

Sie schauerte und der Ingenieur fühlte, wie die kleinen Hände in der Benne zitterten, der blondeste Kopf presste sich fester an den seinen, und Thränen benetzten seine Wangen. Als sie unten waren, machte sie sich los, lief umher und rief: „Papa! Papa!“

Der Ingenieur, der selbst Vater war, folgte ihr mit großer Mühe und suchte ihr klar zu machen, was er ihr schon zwanzigmal gesagt, wie die Explosion vor sich gegangen war, wo sie stattgefunden und wie man die Opfer aufgefunden hatte. Das Kind fragte trotzdem weiter und wiederholte noch immer: „Er lebt! Suchen Sie ihn!“

Wie am Eingang der Grube wäre sie auch hier drei Tage geblieben, hätte er sie nicht mit Gewalt fortgebracht und wäre mit ihr hinaufgestiegen.

Der Ingenieur hatte den Befehl gegeben, sie sollte wieder nach dem Schulhause zurückgebracht und dort festgehalten werden; auch sollte man ihr nicht gestatten, wieder in die Mine hinabzufahren, wenn sie am Eingang der Berardgrube erschien. Alle seine Anweisungen wurden getreulich befolgt, doch am nächsten Tage, als er gar nicht an sie dachte und die Mine inspizierte, fühlte er sich plötzlich von hinten am Nacken getroffen. Es war Fräulein Papa. Sie war zum zweitenmal aus der Schule fortgelaufen. Da man sie fortwies, und niemand sich ihrerwegen einer Strafe aussetzen wollte, so war sie in einen leeren Förderkasten getrieben und so in die Mine hinabgestiegen. Sie erzählte das gleich und erhielt dafür Verzeihung.

Fünf Minuten später begann sie ihre Nachforschungen. Mit leidenschaftlichem Eifer untersuchte sie wie am vorigen Abend die Kohlenwände, ging wohl zwanzigmal an der nämlichen Stelle vorbei, ohne zu zweifeln, ohne zu ermüden. Die Leute achteten nicht mehr auf sie. Sie sah sie nur mit einem Blick des Mitleids an, zuckten die Achseln und sagten: „Armes Papachen!“

zeug und Hände nur leisten wollten! Im Nu war die Wand niedergerissen und in einer tiefen Höhlung saßen sie einen Mann liegen. Es war Michel Perron. Er hatte dort drei Tage und drei Nächte gelegen.

Verworrenes Geschrei auf allen Seiten und durchdringender als alle andern, ertönte ein Schrei von den Lippen des kleinen Mädchens. Sie warf sich über den Körper, umschlang ihn mit beiden Armen und rief wie von Sinnen immer und immer wieder „Papa! Papa!“ — Es stand sehr schlecht mit dem armen Michel. Durch die Entziehung von Luft und Nahrung im höchsten Grade geschwächt, kam er nur zu sich, um gleich wieder in Ohnmacht zu fallen; doch blieb er am Leben. Fräulein Papa hatte die Wahrheit gesprochen. Der Gedanke an die, die er betäubt gelassen, hatte seine Kräfte verzehrfacht.

Einen Monat später war er wieder auf dem Posten, mager, aber gesund, und wohl imstande, seine Arbeit wieder aufzunehmen. — Am Abend vor dem Tage, da er wieder in die Mine hinuntersteigen sollte, veranstalteten die Bergleute „Fräulein Papa“ zu Ehren ein großes Festmahl. Sie saß auf dem Ehrenplatz. Ein jubelndes Hochschrei und Beifallslärmchen ertönte bei ihrem Eintritt. Alle umarmten und küßten sie, und noch so manches Hoch wurde der kleinen Retterin zu Ehren im Laufe des Abends ausgebracht. So mancher brave Bursche, der das Weinen längst verlernt hatte, wischte sich bei dieser Gelegenheit die Augen mit dem Rockärmel.

Hans im Glück.

Eine Kleinstadt-Geschichte von Th. Ebner.

Herr Hans Fischer, wohlbestallter und einziger Redakteur an dem Kreisblatt in Wesslingen, machte einmal wieder Kassenkurs.

In den früheren Jahren hatte er das des öfteren gethan, allein, da das Resultat dieser Arbeit immer das gleiche blieb, einige Kupfermünzen und ein österrreichischer Heller, der ihm einmal von einem Ausflug an die Gledade des Bodensees übrig geblieben war, hatte er nach und nach satirische Anschauungen bekommen und sich damit begnügt, in den letzten acht Tagen von kleinen Pumpereien zu leben, bis ihm sein Herr und Verleger in der letzten Stunde des letzten Tages die sauer erworbenen Groschen auf das Schreibpult zählte.

„Na und heute wieder einmal so eine Umwandlung von Neugierde nach dem Inhalt seiner Börse! Heiliger Brahma im siebenundsechzigsten Himmel — gab es denn noch Wunder — oder war es Trug, schöner Trug und Blendwerk der Hölle? Es war ja nicht die Möglichkeit, heute, ausgerechnet am letzten des Monats noch ein effizienter Baarbestand von 7 Mark 50 Pfennigen!“

Janob! es gab also noch Wunder! Solche Erkenntniß überwältigte Hans geradezu! Aber er war ein kindlich und harmlos Gemüth, und er hielt es für Sünde, des Schicksals dunklen Wälten lange nachzugröbeln. Das Geld war vorhanden und das genügte.

Bei dieser Gelegenheit reifte in Hansens Seele ein großartiger Plan! Großadtlust wollte er einmal wieder athmen, Leute sehen, sich fühlen als Kulturmenschen, schwelgen in stillen Genüssen.

Einen Augenblick lang war's ihm ganz schummrig vor den Augen in Erwartung solcher Genüsse. So ein Du-se! — einmal wieder hinaus aus diesem Kerker, hinein in's volle Menschenleben. „Machen wir,“ sagte er mit plötzlichem Entschluß, und drehte sich mit einer Wucht auf seinem Schraubensessel herum, daß es quielte, als ob 70 Kerbeln auf einmal auf die rosenrothen Schwänzchen getreten würde.

„Ich werde heute Nachmittag mal nach der Residenz fahren,“ erklärte er mit der Haltung eines Helben seinem Verleger und Nährvater.

Der sah ihn mit einem verständnißlosen Blick an: „Doktor, Doktor!“ „Sind Sie des Teufels!“ wollen Sie vielleicht frei nach Heine zittern, vollendet Herr Hans seine Rede. „Nein, nein, mein Verehrtester, ich bin völlig bei Sinnen, weiß, daß Sie eine solche Heldenthat am letzten des Monats nicht von mir erwarten, gestalte Ihnen, meine Gelber bis morgen zins tragend anzulegen, da ich heute großmüthig auf den schönen Mammon verzichte, theile Ihnen mit, daß das Blatt fix und fertig ist, wünsche Ihnen vergnügten Nachmittag und gute Geschäfte und.“

Weg war er. Das mußte man ihm lassen — fix und abrett hatte sich Herr Hans herausgemacht. Aber merkwürdig und betäubend ist es, so konstatieren — sein Eintreffen in der Residenz, das mit fahrlanmäßiger Verspätung geschah — erregte dort keinerlei Aufsehen, Herr Hans tauchte spurlos unter im Strom der Großstadt. Aber was kümmerte das Hans im Glück. Stolz und aufrecht schritt er dahin, seinem Ziele zu. Um ihn fluthete und hastete das Leben — vor sich sah er nur die lange Hauptstraße und an ihrem Ende tief unten im dunklen Rathskeller dachte er heute sein Quartier aufzuschlagen.

Und Herr Hans sah dort in einer kühlen und stillen Gde, trant und träumte. Wohlthig und weh ward ihm ums Herz, da er so ein Schöpplein um's andere hinter die Binde goss, und mit der lächelnden Schenkmaib toste.

Der Erinnerungen gar viele kamen zu ihm, Kindheit und Jugend lockte und winkte — altes Herz, verstaubt und verrottet im Gram und Eiserlet des Alltags, wirft Du noch einmal jung, hörst du's fingen und klingen: „Loofe, taafen Se Loofe, gnädiger Herr, das letzte Loos am letzten Tag vor der Ziehung, Se müssen gewinnen, gnädiger Herr, taafen Se, taafen Se.“

Etwas mühselig hob Herr Hans sein Haupt. Da stand einer vor ihm — ja, ja, damals auf der Hochschule, da war dann und wann ihm auch so eine Gesellschaft auf die Bude gerückt, und hatte mit ihm gefeilt um allerlei alten Kram für etliche lumpige Groschen.

Herr Hans lachte laut auf: Das letzte Loos am letzten Tag des Monats und dafür den letzten Thaler, den er sein eigen nannte. Gab es solchem Schicksalsvint gegenüber ein langes Zaudern? Sollte er dem Glück es verbieten, wenn es nun gerade heute zu ihm kam.

Langsam und beinahe anächtigt entnahm er den letzten Thaler seiner Börse und steckte das Loos zu sich. Nun trug er ein Vermögen bei sich, und stolz und aufrecht, wenn auch nicht mehr ganz sicher auf den Füßen, schritt er dem Bahnhof zu.

Natürlich war ihm der Zug vor der Nase weggefahren. Zwei weitere Stunden Aufenthalt waren für Herrn Hans sicher. — Ein rundes Fünziggerl nannte er noch sein eigen — Was nun beginnen? — Na bei einem Glas Bier ließ sich die Sache ja überlegen. Bummeln? Nein, die Pedale waren doch nicht mehr sicher genug.

„Also warten. Herr Hans war müde — es war ihm so eigen zu Muth, so leicht und lustig, wenn's ihm auch schien, als läge rings um ihn grauer Nebel, und als schwante und wankte alles um ihn her.“

Und dann spürte er, wie er ganz sachte und langsam hinabglitt ins Dunkle. Vor ihm schwebte etwas in leuchtendem Glanze, er haschte darnach, es glitt ihm aus den Händen — und an sein Ohr klang wie helles Lachen:

„Nu sieh mal einer den Doktor,“ hörte er eine lustige Stimme, „ja Freund, wo kommen Sie denn her?“

Herr Hans rief sich die Augen. — Was war der von ihm wollte — er kannte das Gesicht ja gar nicht — so eine Freiheit. — Aber der Unbekannte lachte nur noch lauter: „Ach so, Sie kennen mich wohl nicht mehr. Aber Doktor — etwas stark geteipt?“

„Erinnern Sie sich doch — im vorigen Sommer, Riviera, Donna Marguerita — na, dämmerts Ihnen immer noch nicht?“

„Riviera — Donna Marguerita?“ Herr Hans sah blöde drein. — „In der That, nein,“ stammelte er, „ich erinnere mich nicht.“

„Köpflich, köpflich,“ lachte der andere, „aber macht nichts, das Wiedersehen muß gefeiert werden — Kellner, eine Flasche Selt, rasch.“

„Aber erlauben Sie,“ wagte Herr Hans. „Später, später,“ wehrte der andere ab. „Eist mal austrinken — Prost — Doktor! Guiva Marguerita —“

In Herrn Hansens Kopf sah's wüß aus. Träume oder wachte er? Wer war denn dieser Herr, der da mit ihm immer wieder anließ, der —

Ach was, dummes Zeug, er war ja gar nicht da, kein Mensch sah ihm gegenüber. — Also ein Traum? Herr Hans wollte lachen, da fiel sein Blick auf die leere Seltflasche und zwei Gläser. — Das gehörte doch nicht zum Traum. — Na, was ging's ihn an.

Matt und müde erhob er sich 's war ja wohl Zeit für den Heimgang. — Was nur der Kellner um ihn herumzuschleichen hatte — sein Glas Bier war bezahlt, sogar ein Trinkgeld hatte er gereicht, also en avant!

„Darf ich bitten, mein Herr, eine Flasche Selt, macht zehn Mark!“ Herr Hans starrte den Befraachten an wie ein Geistes. „Wie meinen Sie?“ fragte er harmlos.

„Eine Flasche Selt, die Ihr Freund für Ihre Rechnung bestellt,“ wiederholte er nachdrücklich. „Mein Freund?“

„Nun ja, der Herr, der vor einer halben Stunde bei Ihnen saß. Darf ich bitten, mein Herr, das Lokal wird geschlossen,“ wiederholte der Ganwied sehr scharf und ernst.

„Lieber Freund,“ wandte er sich an den Kellner, „haben Sie Nachsicht. Ich bin elend betrogen. — Wissen Sie was, nehmen Sie dieses Loos als Pfand — Ziehung ist morgen, Gewinn absolut sicher — Also nicht wahr — Sie gestatten — mein Name ist — guten Abend.“

„Guten Blick nur warf der Kellner auf das Loos. — Herr Hans sah neuen Muth — schon wandte er sich der Thür zu — da fühlte er sich von neuem gepackt. —

„Schwindler — Gauner — Polizei“, tönte es an sein Ohr, „will mir der Kerl ein Loos vom vorigen Jahre aufhängen — nein, nein, mein Sohn, nun ist's genug.“

Hans war zerschmettert. Also zweifach betrogen, freventlich genarrt vom Glück — so sank er gebrochen in einen Stuhl — es war alles aus — Flucht nun unmöglich — schon nahte das Auge des Gesetzes — die Schande — die Schande. —

Herr Hans mußte sich erst besinnen, wo er war, als er erwachte. Ein kahler Raum, eine harte Bettstelle, ein vergittertes Fenster. — Allmählich dämmerte ihm die Erinnerung. Also ein Schwindler — ein Betrüger — und zu allem ein Narr des Glücks. —

„Aufstehen — mitkommen, unterbrach ihn eine rauhe Stimme. Was konnte er thun, als gehorchen. Gesenktes Hauptes schritt er durch die Gänge, willenlos ließ er sich zu einer Thür hineinschieben, stumm, ohne den Blick zu heben, stand er vor seinem Richter.

„Sie heißen?“ fragte dieser. Herr Hans sah beim Klang dieser Stimme auf, und der Herr am Pult that desgleichen. —

Eine bange Stille — dann ein lautes Lachen: „Hans, alter Freund.“ „Ja, ich bins,“ klang resignirt zurück, und auch das Lachen seines einstigen Leibschuchens und nun wohlbestallten Amtsmanns verstummte in Mitleid beim Anblick der geknickten Gestalt.

„Na komm und erzähle,“ meinte er endlich und geleitete ihn zu einem Stuhle. „Kommel,“ kommandirte er dem Diener, der ob solcher Dinge von einer Verwunderung in die andere fiel, „eine Flasche Wein, dann abtreten.“

Herr Hans hat seinem Leibschuchens alles erzählt. Als er des Mittags der Heimath zufuhr, nicht ohne dem ob solchen Geschehnissen blöde dreinsehenden Kellner zuvor noch seine Schuld bezahlt zu haben, war er ruhig und gefaßt. Aber den Schwur that er sich in der Stille, keinen Bund mehr zu schließen mit des Geschicks Mächten.

Und er hat diesen Schwur gehalten bis zu seinem sanftseligen Ende in Wesslingen!

Ein aufregender Kampf mit einer Schlange.

Ein Europäer, der auf Besuch nach Indien gekommen war, sah eines Tages auf der Veranda der von ihm gemietheten Villa beim Dessert, als er ein kleines Thierchen mit spitzer Nase und glattem, seidenartigem Pelz, einen sogenannten Monagoose (wahrscheinlich eine Art Ichneumon) beobachtete. Er warf ihm Bananen und Biskuits zu, und das Thierchen that sich weder glücklich daran. Täglich kam das Thier und es wurde allmählich so zahm, daß es die Lederbissen ohne Furcht aus der Hand fraß. Eines Tages lag nun der betreffende Herr krank zu Bett. Er hatte die Diener weggeschickt, da er schlafen wollte. Weit standen die Fenster und die Verandathür offen, um frische Luft in das Zimmer hereinzulassen. Eben, als der Kranke die Augen schließen wollte, sah er, wie von der Veranda herein durch die Thür eine große Schlange kroch. Langsam, mit hocherhabenem Kopfe, als suche es etwas, kam der Reptil, das über 2 Meter maß, und so did war wie der Arm eines Mannes, dem Bett näher. Der Mann war zuerst vor Schrecken sprachlos, dann versuchte er zu schreien, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Unterdessen hatte die Schlange das Fußende des Bettes erreicht, und schickte sich eben an, sich zu ihrem Opfer hinaufzuwinden, als der Mann ein Krachen auf dem Fußboden hörte, gerade so, wie wenn eine Ratte durch das Zimmer lief. Es war der Monagoose, den er täglich gefüttert hatte. Und nun spielte sich etwas ab, das dem Mann wohl immer im Gedächtniß bleiben wird. Der Monagoose, der in Indien als der größte und gefährlichste Feind der Schlangen bekannt ist, und deshalb dort gehagt wird, sprang blüßschnell gegen den Kopf der Schlange und brachte ihr einen Biß bei, daß das Blut herausquoll. Die Schlange suchte ihren Gegner zu fassen, aber der Biß ihr stets geschickt aus, wobei er seine Angriffe immer wiederholte, bis die Kräfte der Schlange abnahmen und es dem Thierchen gelang, ihr durch ein neues letzten Biß den Rest zu geben. Es war ein verzweifelter Kampf, und der Mann im Bette verfolgte ihn mit um größerer Aufregung, als ja er gewissermaßen der Preis dieses Kampfes war. Die Schlange hatte bei dem Kampfe durch das Schlagen mit dem Schwanz einige Gläser, die auf dem Tische standen, heruntergeschlagen. Infolge des Lärms kam dann ein Diener in das Zimmer, der sofort seinem halb ohnmächtigen Herrn beisprang.

Ich lewe still un friedlich. (Bonneviseur annes vieliebigen Familienwaberfch.)

Ich hamde ännne Gaddin, Ne Berle von 'ner Frau; Bezwoiselt's ooch de Millern, Ich weech es gans genau.

Bloß eenen kleenen Mangel, Ven ennf'gen hat se nur: Se is ä bishchen lebhaft, Se redt eener Doux.

Doch siewen Dechder haw' ich, Die gleichfalls Berlen sin; Will wer mir widersprechen? Dem zeig' ich, wer ich bin!

Die Bilden nach der Mudder In heechsten Grade sich; Ven Rosenmund hat jede, Bloß halben gann se'n nich.

Un jede von den siewen Hat ooch en kleenen Hund; Gottt denen was berquere, Gleich effnen se den Mund.

De erschte hat 'ne Wachtel, De zweet' an Babagei, Zwoe Dechder schlagen Fliegel, Un dreie sijn' berbei.

So haw' ich sibzehn Wesen In meiner Heilichheit, Barforsch um unermeidlich Vertreim se mir de Zeit.

Un ich, ich lieb' se alle, Un alle liem se mich; Ich lewe still un friedlich, Bloß nur gereischlos nich.

Ein 72stündige Spielpartie. In dem Orte Raffelebe-Doomede bei Brügge wurde unlängst eine originelle Wette abgeschlossen. Vier Bauern waren zusammengetreten mit der Absicht, 72 Stunden hintereinander Karten zu spielen, Derjenige, welcher die vorgeschriebene Zeit am Kartentisch ausharre, sollte 1000 Franken erhalten. Aufsparende durften nicht gemacht werden, es wurden nur am Tage wenige Minuten zur Einnahme der Mahlzeiten freigegeben. Die ersten beiden Tage und Nächte ging Alles gut, und die vier Spieler hielten sich, ohne Müdigkeit zu bekunden, sehr tapfer. In der dritten Nacht jedoch wurde der eine der Bauern von Müdigkeit übermannt, sank vom Stuhle und verfiel bald in einen tiefen Schlaf. Er hatte also die Wette verloren, und die 1000 Franken wurden unter die „Sieger“ vertheilt.

Kurzer Bericht. Examinator: „Was können Sie mir vom Nitroglycerin sagen?“ Examinand: „Nitroglycerin ist eine Flüssigkeit, die unter Umständen sehr ungemüthlich werden kann.“

Protest. Arzt: „Gegen dieses veraltete Leiden kann man schwer antämpfen.“ Patientin: „Barbon, Herr Doktor, von einem veralteten Leiden kann bei mir doch nicht gesprochen werden.“

Je nachdem. Heirathsmittler: „Sie haben nun das Fräulein Krautmaier gesehen, wie gefällt sie Ihnen?“ Heirathskandidat: „Ja, wie soll ich das wissen, ich kenn ja noch nicht ihre Vermögensverhältnisse.“

Ein Verleerer. Autler: „Was, 20 Mark berechnen Sie mir für die tootgefahrene Henne, das ist entsetzlich zu viel.“ Bauer: „Aua Spur, da hab' i eben a no b' Eier mitgerechnet, die f' no g'legt hätt!“

Rebertrumpf. „Ich habe jetzt in der Officie riesig zu arbeiten. Vor neun Uhr komme ich nie zum Abendessen!“

„Das ist noch gar nichts! Bei uns ist jetzt so viel Arbeit, daß wir alle täglich erst 24 Stunden später zum Essen kommen!“

Spvariantensium. Elfa: „Ich habe meinem Mann das Rauchen bereits abgewöhnt.“ Bertha: „Warum, Du rauchst ja selber.“

Elfa: „Nun, gerade deshalb, das kostet ja zu viel Geld, wenn wir beide rauchen.“

Rapport. „Na, was ist nu mit dem Ballisabenz-Zustad?“

„Sie haben ihm wejen Mord zum Dode verknart un wejen der anderen Sache, — na rathe mall!“

„Wesh' fünf Jahre Zuchthaus!“ „Ree, bios dreieinhalb.“

„Na, denn is er ja noch mit'm Klauen Doge daonjetommen!“

Dem Undantbaren sind empfangene Wohlthaten nur eine unangenehme Erinnerung.

Wer mehr Glück hat als Unglück, der ist immer noch glücklich zu nennen.

Ein älterer Doorkonant in einem thüringischen Duobzhaate wird von einer jungen Sängerin gefragt, ob er ihr dies und das moderne Vieb am Klavier begleiten wolle. „Ach ne, mein verehrtes Freilein, das is Sie ja nicht mit der modernen Musik. Gaum hat mer den eenen Aggord gefunden, da gomme scho widder e anderer!“